





## **Guten Morgen Ihr Lieben!**

Heute nur ganz kurz, mein Mann hibbelt schon, will nach „Klein Indien“, einen Miniurlaub von einem Tag verbringen.

Da wir erst spät zurück sind, schnell noch das Kapitel. Ein Spezialkapitel von Kahmini.

Viel Spaß,  
anij & Kahmini

## Die Farbe Safran

Ihr Gesicht verzog sich vor Ekel, während die Flüssigkeit sich rasend schnell einen Weg durch ihre Kleider bahnte. Die Elfe war so überrascht und entsetzt, dass sie keinen Ton herausbrachte und ihr nichts anderes übrig blieb, als Parian stumm innerlich zu verfluchen. Dieser saß ihr seelenruhig gegenüber und biss sich auf die Unterlippe, um nicht laut loslachen zu müssen. Als sie ihm einen wütenden Blick zuwarf, zuckte er nur unschuldig mit den Schultern. Neery beugte sich halb über den Tisch und wollte Parian für diesen Streich zurecht weisen, als eine Pfote nach ihrer Hand griff und sie, ohne das sie sich wehren konnte, in ein nahe stehendes Haus zog.

„Hey, was soll das? Ich wollte ihn gerade so richtig fertig machen!“, beschwerte sich die Elfe und ließ sich mit verschränkten Armen beleidigt auf einem Stuhl nieder.

„Ich glaube kaum, dass du dich jetzt hättest rächen können. Der Streich ist Parian durch und durch gelungen. Sie dich doch einmal an, du bist total durchweicht und siehst wirklich nicht hübsch aus. Du würdest dich nur noch mehr ins Lächerliche ziehen. Außerdem müssen wir das Zeug schnell aus deinen Kleidern und Haaren bekommen, in ein paar Minuten wird es fürchterlich anfangen zu kleben und ich weiß nicht, ob du die nächsten Wochen jeden Tag mit Haare waschen beschäftigt sein willst“, antwortete Mahi lächelnd und durchsuchte das Zimmer nach einem Handtuch und ein paar Flaschen mit selbst gemachtem Haaröl, sowie ein Stückchen Katzensoife. Die Katze verwies Neery in ein weiteres Zimmer, in dem eine große hölzerne Wanne stand. Mahi füllte drei Eimer mit Wasser, zündete eine kleine Feuerstelle über einem Ofen an und hängte einen Eimer darüber. Als das Wasser darin zu kochen anging, nahm sie den Eimer wieder herunter, ging hinüber zur hölzernen Wanne und schüttete das gesamte Wasser hinein. Dies wiederholte sie, bis die Wanne komplett mit dampfend heißem Wasser gefüllt war. „Setz dich hinein und entspann dich“, wies Mahi Neery an, „ich werde in der Zwischenzeit nach neuen Kleidern für dich suchen.“

Die Katze verließ den Raum und ließ die Elfe allein. Als Mahi ihr das Bad vorbereitet hatte, hatte Neery zuerst protestieren wollen, doch die Aussicht auf ein wenig Entspannung und heißem Wasser auf ihrer Haut hatte sie umgestimmt. Es würde ihr bestimmt gut tun und solange sie niemand dabei beobachtete, wie sie sich für ein paar Minuten wie eine Frau verhielt, hatte sie damit keine Probleme. Neery blickte sich zögernd um. Nachdem sie sich vergewissert hatte, dass niemand im Raum war, an der Tür lauschte oder zum Fenster hinein sah, entledigte sie sich ihrer Stiefel und Kleider.

„Das ist ja widerlich!“, murmelte sie, als sie ihre schmutzigen, weit von sich gestreckt und nur zwischen Daumen und Zeigefinger gehaltenen Kleider über eine Stuhllehne hängte. Vorsichtig schwang sie ein Bein über den Rand der Holzwanne. Mit dem großen Zeh berührte sie vorsichtig die Wasseroberfläche. Sie schreckte ein wenig zurück und gab ein spitzes: „Huch, das ist ja heiß“ von sich. Ganz langsam lies sie zuerst den Fuß ins Wasser gleiten, dann das komplette Bein. Sie verlagerte ihr Gewicht, hielt sich an der Wanne fest und hob auch das andere Bein über den Wannenrand.

„Nun hab dich nicht so und spring endlich rein!“, drang Mahis Stimme überraschend an ihr Ohr. Neery erschrak dabei, verlor das Gleichgewicht, rutschte aus und fiel mit einem lauten, platschenden Geräusch ins Wasser. Für einen kurzen Moment war sie komplett von der Bildfläche verschwunden. Als sie wieder auftauchte, konnte Mahi nicht erkennen was hinten und was vorne war, denn die nassen, violetten Haare der Elfe umhüllten vollständig deren Gesicht.

„Musst du mich so erschrecken?“, grummelte Neery.

„Entschuldige, das wollte ich nicht. Sehen wir es doch positiv – jetzt sitzt du endlich in der

Wanne. Ohne mein Zutun wärst du bis jetzt wahrscheinlich noch nicht so weit gekommen“, kicherte Mahi. Die Katze stellte sich hinter Neery, öffnete eine Flasche Haaröl, träufelte etwas davon auf den Kopf der Elfe und massierte es in deren Haar ein. Das Öl duftete nach einer Mischung aus Kamille und Efeu. Es schien eine beruhigende Wirkung zu haben, denn nach ein paar Sekunden hatte Neery das Gefühl zu schweben und in einen leichten Trancezustand zu fallen.

„Hey, was ist das, was du da in meine schönen Haare schmierst?“, erkundigte sie sich, während sie gegen den einnebelnden Duft ankämpfte.

„Oh, das ist ein altes Rezept meiner Mutter. Riecht gut, nicht war? Das beste Haaröl, das du je gesehen hast. Es wird deine Haare schön seidig und glänzend machen.“

„WAS?“, rief Neery mit hoher und entsetzter Stimme. Sie wollte aufstehen, doch Mahi drückte sie mit ihren kräftigen Pfoten wieder zurück.

„Entspann dich. Dieses Öl wird dir und deinen Haaren nicht schaden. Es wird sie viel schöner machen. Vertrau mir!“, versuchte Mahi sie zu beruhigen.

„Bist du wahnsinnig? Es wird meine Haare zerstören. Ich will keine seidigen und glänzenden Haare. Weißt du, wie das aussieht? Außerdem sind meine Haare dann nicht mehr zu bändigen ... wie soll ich meine Frisur hinkommen?“, beschwerte sich die Elfe.

„Also du klingst wie ein kleines Mädchen. Außerdem, so wie deine Haare vorher aussahen ... das war keine Frisur, das war eine Katastrophe.“

Neery wollte etwas erwidern, doch Mahi ließ ihr keine Chance, indem sie einen Eimer Wasser über ihren Kopf goss. Erneut öffnete die Katze eine Flasche und schüttete deren Inhalt über die Elfe, die notgedrungen alles über sich ergehen lassen musste.

„So, jetzt bist du wieder sauber!“, sagte Mahi nach dem fünften mal Haare waschen, half Neery aus der Wanne und wickelte die Elfe in ein großes, weißes Handtuch.

„Und jetzt? Ich brauche was zum Anziehen. Hast du etwas gefunden?“, fragte diese. Mahi verschwand für einen kurzen Moment. Als sie wieder kam, hielt sie Neery ein Kleidungsstück vor die Nase.

„Was ist DAS?“, fragte die Elfe entsetzt.

„DAS ist ein Kleid.“, beantwortete Mahi die Frage.

„Es ist pink!“

„Hübsch, nicht war!?“

„Hübsch? Das ist total hässlich!“

„Wird dir bestimmt gut stehen.“

„Vergiss es ... DAS da, ziehe ich nicht an!“

„Ich habe nichts anderes gefunden Neery. Komm schon ... ich bin mir sicher, es wird gut an dir aussehen!“

„ICH-ZIEHE-DAS-NICHT-AN!“

„Und wie du das anziehst. Du brauchst mal ein wenig Abwechslung, einen Tapetenwechsel. Die ganze Zeit schon läufst du rum wie ein Mann! Das Kleid wird endlich mal deine Weiblichkeit zeigen.“

Bevor die Elfe erneut etwas erwidern konnte, schnappte Mahi sie sich und stülpte ihr das Kleid über den Kopf.

Die Katze begutachtete kurz Neerys Aussehen, befand es für gut und griff nach dem nächsten Hilfsmittel. Es war eine Apparatur, die einem Föhn gleichkam, aber mehr wie eine Wasserpumpe aussah, nur das anstelle des Wassers Luft herein und herausgepumpt werden konnte. Mit wenigen Handgriffen hatte Mahi das Gerät einsatzbereit gemacht und begann, die Haare der Elfe

zu trocknen.

„Sieh nur wie seidig und weich deine Haare sind“, stellte Mahi nach dem Trocknen fest.

„Ja, du hast recht, sie sind seidig und weich ... was allerdings ein Problem darstellt“, erwiderte Neery in gespielt freundlichem Ton.

„Und das wäre?“

„Sie sind so seidig und weich, dass sie mir im Gesicht rumhängen und ich nichts sehen kann.“

„Oh, das tut mir leid ... warte, das haben wir gleich!“ Mahi holte einen Kamm, mit dem sie die Haare der Elfe bearbeitete.

„Autsch ... au ... AUA, verdammt Mahi, was machst du denn da?“, beschwerte sich Neery.

„Tut mir leid! Deine Haare sind irgendwie widerspenstig, als hätten sie noch nie einen Kamm zu sehen bekommen.“

„Sie haben auch noch nie einen zu sehen bekommen – aus gutem Grund!“

„Du solltest dich wirklich mehr um dein Äußeres kümmern Neery. Da wird es ja richtig Zeit, dass du mal jemanden an dich ran lässt.“

„Bist du ein Profi darin oder was?“, fragte die Elfe genervt.

„Nein bin ich nicht, aber es macht schon Spaß, mal etwas anderes zu tun als immer nur Heilen.“

In wenigen Minuten hatte Mahi Neerys Haare gebändigt und zusammen gebunden, sodass sie ihr nicht mehr ins Gesicht hingen. Die Katze begutachtete ihr vollbrachtes Werk und strahlte vor Stolz.

„Also wenn du mich fragst ... du siehst einfach toll aus! Wunderhübsch! Ich bin zufrieden. Da drüben steht ein Spiegel, geh hin und sieh dich an. Du wirst aus den Latschen kippen, da bin ich mir sicher.“

Zögernd und voller Skepsis folgte Neery der Anweisung. Als sie vor dem Spiegel stand und sich betrachten konnte, kippte sie wirklich wortwörtlich aus den Latschen. Nicht nur, dass sie ein pinkes Kleid trug, Mahi hatte ihre Haare auch noch mit einer riesigen pinken Schleife zusammen gebunden. Sie sah aus wie eine Kreuzung aus Marry Poppins und Barbie, wenn sie überhaupt gewusst hätte wer Mary Poppins und Barbie gewesen waren.

„OH MEIN GOTT ... was hast du getan? Ich sehe aus wie ein ... wie ein ... wie ein MÄDCHEN!!!“, quiekte Neery entsetzt, in der höchsten Tonlage die ihr möglich war.

Angewidert verzog sie das Gesicht, wand sich in dem Kleidungsstück, versuchte die Schleife aus ihrem Haar zu zupfen, doch konnte sie den Stoff vor Ekel nicht wirklich berühren.

„Ich sehe aus wie ein Määädcheeeenn...“, wiederholte sie wimmernd.

„Aber du bist doch auch ein Mädchen.“, erwiderte Mahi.

„Oh nein ... das ist so ... so hässlich ... das bin nicht ich ... das entspricht nicht meinem Image ... ich sehe aus wie ... wie eine kunterbunte Vogelscheuche ... wie eine Puppe ... eine hässliche Puppe...“, jammerte die Elfe vor sich hin.

Mahi versuchte sie zu beruhigen und aufzumuntern: „Aber das stimmt doch gar nicht. Du siehst toll aus! Richtig hübsch, wie eine junge Frau!“

„NEEEEEIIIN ... ich sehe aus wie eine pinke Katastrophe ... Uääähhhh, das ist soo widerlich ... mach es weg ... bitte mach es weg!“

„Weißt du was, ich werde dir beweisen, dass du hübsch aussiehst damit. Komm, lass dich den anderen zeigen.“

Mahi packte die Elfe bei der Hand und versuchte sie mit sich aus dem Zimmer zu ziehen.

„Oh nein ... nein, nein, nein, nein ... niemand wird mich so zu sehen bekommen!“, protestierte Neery und hielt sich an der Tür fest.

„Jetzt komm schon!“, erwiderte Mahi und zerrte an Neerys Arm, doch die Elfe dachte nicht

daran los zu lassen.

„Jetzt hab dich nicht so!“ Mahi zerrte und zerrte, bis Neery sich schließlich nicht mehr halten konnte. Mit Schwung stolperte sie aus der Tür nach draußen, wo die Anderen sich laut unterhielten und lachten. Als sie Neery sahen, verstummten alle mit einem mal. Zuerst wechselte die Elfe einen entsetzten und verzweifelten Blick mit Parian, dann einen mit Shah Rukh.

Unangenehme Stille umhüllte sie, die Augen aller wurden immer größer, bis Saif plötzlich laut losprustete und anfang herzhaft zu lachen. Auch Karan konnte ein Lachen nicht mehr unterdrücken. Wie bei einer Kettenreaktion stimmten alle nacheinander in das Gelächter ein, wobei Parian am lautesten zu hören war. Niemand bemerkte, wie Neery wütend die Hände zu Fäusten ballte und ihr Tränen in die Augen traten. Sie drehte sich um und flüchtete zurück in das Haus. Dort ließ sie ihren Tränen freien lauf. Mahis Pfote legte sich auf ihre Schulter.

„Es tut mir leid. Ich wollte das nicht. Ich dachte nicht, dass sie so reagieren würden. Ich bin ja so dumm. Ich wollte dich richtig hübsch machen. Ich dachte, es würde dir gefallen. Entschuldige, vielleicht sollte ich doch beim Heilen bleiben.“

„Egal was ich anziehe und wie ich aussehe, ich werde nie richtig hübsch sein. Ich bin eben keine Schönheit, damit habe ich mich bereits abgefunden“, schluchzte Neery.

„Aber du bist hübsch!“

„Lügnerin. Wenn ich rumlaufe wie ein Junge, dann werde ich wenigstens nicht in irgendwelche Schubladen gesteckt und kein Junge kann mich wegen meines Aussehens demütigen. Ich habe dann nicht mehr das Gefühl mich für jeden Typen hübsch machen zu müssen, denn immer wenn ich es versucht habe, ist es mächtig in die Hose gegangen. Hast du nicht gesehen, wie sie alle gelacht haben?“

„Ach die ...“

„... sind genau solche Idioten wie ich!“, wurde Mahi von Parian unterbrochen.

Der Halbelf trat zu Neery, wischte mit dem Handrücken eine Träne von ihrer Wange und blickte sie mit seinen warmen, grauen Augen an.

„Du bist sehr hübsch und wirklich einmalig. Du bist nicht wie die dummen Mädchen denen alle nachstellen. Ich mag die Art, wie du dich kleidest und gibst und jeder Mann sollte dich so akzeptieren wie du bist. Weißt du, wenn du wolltest, könntest du jeden haben.“

Neery lächelte.

„Jeden?“, fragte sie.

„Jeden!“, antwortete Parian.

„Jeden?“, fragte die Elfe erneut.

„Jeden! Er müsste nur spielen können!“

Neery lachte und knuffte Parian in die Seite.

„Wirklich Dawn, du bist wunderhübsch so wie du bist. Du brauchst dich für niemanden zu ändern. Und sei nicht böse auf Mahi, sie hat es nur gut gemeint. Es tut mir leid, dass mit dem Streich und das ich vorhin gelacht habe. Das war nicht richtig.“ Parian nahm Neery in seine Arme und drückte sie an sich.

„Ist schon gut. Vergeben und vergessen. Wie könnte ich dir lange böse sein Moon?“

„Ich hol dir ein paar Sachen. Ich denke nicht, dass du noch sehr lange Zeit in diesem Kleid verbringen möchtest“, schlug Parian vor, nachdem er Neery einen Kuss auf die Stirn gedrückt hatte.

Die Elfe stimmte ihm zu. Sie setzt sich auf einen Stuhl, verschränkte die Arme vor der Brust und wartete auf seine Rückkehr. Mahi verschwand, nach einer weiteren, ausgiebigen Entschuldigung, zu den anderen nach draußen.

Nach ein paar Minuten wurde der Raum von einem Klatschen erfüllt. Die Elfe blickte auf und war überrascht, als sie Ebô'ney auf der Türschwelle, angelehnt an den Türrahmen, stehen sah. „Was willst du? Dich auch über mich lustig machen? Hör auf zu klatschen!“, sagte Neery in einem barschen Tonfall.

„Ich mache mich nicht über dich lustig. Ich will dir nur gratulieren zu deinem Auftritt. Wirklich sehr clever!“, entgegnete Ebô'ey arrogant.

„Von was für einem Auftritt redest du? Denkst du wirklich, ich hab das alles absichtlich gemacht?“ Neery lachte spöttisch.

„Ich denke, du bist sehr durchtrieben. Du kannst mir doch nicht ehrlich weis machen, Mahi hätte dich gezwungen, dieses Kleid anzuziehen. Du wolltest es anziehen. Die Tränen vorhin, die waren doch auch nur gespielt, um Mitleid auf dich zu ziehen.“

„Ich habe mich sehr wohl gewehrt. Was geht dich das alles überhaupt an? Dir kann es doch egal sein, was ich mache, wie ich reagiere und so weiter“, fauchte die Elfe zurück. Sie verstand nicht, was Ebô'ney von ihr wollte und es war ihr im Grunde auch egal. Sie konnte sie nicht ausstehen und wollte am liebsten nicht in ihrer Nähe sein, sich schon gar nicht mit dieser Frau unterhalten müssen.

„Ich kenne euch Elfen. Ihr seit Spielerinnen. Verführt die Männer wie es euch gerade passt und lasst sie dann einfach wieder fallen.“

Neery erhob sich von ihrem Platz. Sie funkelte Ebô'ney wütend an und kam ihr immer näher.

„Was ist eigentlich dein Problem?“, fragte sie.

Ebô'ney lächelte hochmütig und antwortete: „Du bist mein Problem. Ich habe dich durchschaut. Dein Schauspiel vorhin ist der beste Beweis dafür. Du wolltest damit jemanden um den Finger wickeln und es ist dir auch gelungen.“

„Von wem redest du eigentlich?“, zischte die Elfe.

„Na von wem wohl, du weißt genau, wen ich meine. Ich rede von Parian und wie du ihn die ganze Zeit schon bezirzt. Und jetzt hast du ihn endgültig für dich gewonnen. Du hast doch drauf abgezielt, dass er bei deinem Aussehen anfängt zu lachen, damit er sich dann schuldig fühlt, wenn du weinst. Ich sage dir eins Elfe, lass die Finger von ihm! Ich werde nicht zu lassen, dass so jemand wie du sich an ihn ran macht“, knurrte Ebô'ney.

Neery reichte es. Sie baute sich vollständig vor Ebô'ney auf und in ruhigem, aber bedrohlichen Tonfall setzte sie entgegen: „So jemand wie ich, ja!? Ich habe und hatte niemals vor, mich an Parian ,ranzumachen'. Wir kennen uns, seit wir Kinder sind. Er ist wie ein Freund, schon fast wie ein Bruder für mich. Niemals könnte ich mir auch nur annähernd eine Beziehung mit ihm vorstellen. Und nun hör ganz genau zu! Wenn du es wagst ... wenn du es auch nur wagst, dich noch einmal an meinen besten Freund zu vergreifen, ihn zu verletzen oder irgendwas anderes zu tun, was nicht gut für ihn ist, dann bekommst du es mit mir zu tun! Und glaub ja nicht, mir jetzt widersprechen zu wollen. Ich erkenne doch, wenn jemand von Eifersucht zerfressen ist. Du hast dich in ihn verliebt, nur leider bist du zu dumm um es zu erkennen. Pack endlich deinen Elfenhass beiseite Ebô'ney, oder du wirst daran zu Grunde gehen!“

Neery funkelte Ebô'ney noch ein letztes Mal an, dann verließ die Elfe ohne ein weiteres Wort den Raum.

Ebô'ney war wie vom Donner gerührt. Was bildete sich diese kleine, dreckige Elfe eigentlich ein, so mit ihr reden zu können?! Was bildete sich dieses Miststück ein, sie zu bedrohen!? Und wieso dachte sie, Ebô'ney hätte sich in Parian verliebt?

„So ein Schwachsinn ...“, flüsterte sie, „... ich könnte mich nie in einen Elfen verlieben, auch wenn er nur zur Hälfte einer wäre!“ So entschlossen diese Worte auch aus ihr drangen, so

unentschlossen war Ebô'ney tief in ihrem Herzen, doch merkte sie dies nicht – oder wollte es nicht wahr haben.

\*\*\*

*Er fühlte sich jung, er fühlte sich frei, er fühlte sich dynamisch, er fühlte, wie sein Herz sich nach etwas lang Vermisstem sehnte. Sein Tatendrang war groß, er spürte wie ein verloren geglaubter Freigeist in ihm zum Leben erwachte. Seit so langer Zeit hatte er die Insel nicht mehr verlassen, das fremde, doch vertraute Land unter seinen Füßen war so befriedigend, wie der erste Tropfen Wasser nach einem Marsch durch die trockenste Wüste der Welt. Der Wind blies ihm das dunkle Haar ins Gesicht, doch das störte ihn nicht, signalisierte nur umso mehr eine wiedergewonnene Freiheit. Der Luftstrom zog durch die Fasern der dünnen, sandfarbenen Kurta, lies die Enden seines weißen Schals um seine Arme tanzen und bereitete ihm ein wohliges Kribbeln auf der Haut. Er kniete sich nieder und nahm eine Hand voll trockener Erde auf, sog den Duft ein, hob den Arm und als er die Finger zu einer flachen Hand öffnete, wehte der Wind die Erde fort und er folgte ihr mit den Augen bis zum Horizont, wo die Sonne gerade aufging und den Himmel in ein tiefes rot mit gelbem Schimmer tauchte.*

*Seine Augen schlossen sich, er genoss die Stille um sich herum. Eine Weile stand er auf der Stelle, inmitten eines Feldes, dessen Pflanzen frei wucherten und in den schönsten Farben erblühten, stumm, ohne sich zu regen, bis auf seinen Brustkorb, der sich sanft und gleichmäßig auf und ab bewegte. Ein Schmetterling kreuzte seinen Weg, setzte sich auf seine Augen, umspielte mit den Fühlern seine Wimpern, als hätte das Tier nie etwas anderes gemacht, als würde es ihn kennen. Er öffnete die Augen und der Schmetterling flog davon. Eine Karawane zog etwas weiter von ihm entfernt die Straße entlang. Männer, die fröhlich miteinander scherzten und die morgendliche, kühle Luft genossen, bevor die Hitze über sie hereinbrach und die erbarmungslose Sonne den Marsch zu einer Tortur werden lassen würde.*

*Frauen in bunten, baumwollenen Saris, die über ihren Köpfen Körbe mit den wohlschmeckendsten Gewürzen trugen. Mit jedem ihrer Schritte drang ein melodischer Klang an sein Ohr, als würden tausende, kleine Glöckchen auf einmal erklingen. Er konnte seine Augen nicht von ihren langen, dick geflochtenen, schwarzen Zöpfen lassen. Eine der Frauen bemerkte ihn. Sie schien ihm ein Lächeln zu schenken, doch wandte sie sich schüchtern wieder um, als er die Hand zu einem Gruß erhob. Nach wenigen Minuten war die Karawane hinter ein paar Bäumen verschwunden, nur noch der Klang der Glöckchen hallte in seinen Ohren wieder. Ein Seufzen entrann ihm. Er war Zuhause. Er war zurück in seiner Heimat. Er war dort, von wo er gekommen war. In einem Land, wie es kein anderes gab, voller bunter Farben und exotischer Gerüche, voller Glanz und Schönheit. Seit so langer Zeit war er nicht mehr hier gewesen. So viel hatte sich verändert, doch war es dennoch gleich geblieben, vertraut, wie ein Freund, den man nach zwanzig Jahren wieder trifft und erkennt, dass sich zwar äußerlich etwas verändert hat, aber das Wesen im Inneren noch das Selbe war. Die Insel war auch seine Heimat, doch war sie bei weitem nicht vergleichbar mit der Welt in der er sich jetzt befand, mit dem Boden, auf dem er stand, mit der Luft, die er atmete und mit den Farben, die er sah.*

*Er hatte diese Reise nicht geplant, es war ein spontanes Gefühl gewesen, gleich einer Sehnsucht, die ihn hinaus gezogen hatte. Nach was oder wem er suchen sollte oder ob er etwas finden würde, wusste er nicht, doch konnte er sich dem Gedanken einer kleinen Reise auf der Suche nach alten Wurzeln, nach einem Teil seiner Selbst nicht entziehen. Er wusste, es würde ihm gut tun, würde ihm neue Erfahrungen bringen und seine Einsamkeit wegwischen, wie die Wellen vor*



*ein paar Tagen noch am Strand von Atlantis seinen in den Sand gezeichneten Namen für immer hatten verschwinden lassen. Ob er Erleuchtung finden würde bezweifelte er, neue Bekanntschaften wollte er nicht schließen, zu sehr würde es ihn schmerzen, wenn die Insel ihn rufen würde und er geliebte Menschen zurücklassen müsste. Er wollte nur die Anwesenheit des vertrauten Landes, mehr nicht.*

*Dies war nicht eine seiner üblichen Reisen in diese Welt, diesmal würde er niemanden suchen, niemanden finden, niemandem ein Leben auf seiner Insel anbieten. Er war vor all dem geflüchtet, diesmal wollte er für ein paar Momente ein anderer Mensch sein, wollte sich überhaupt wieder als Mensch fühlen. Er hatte schon vergessen, wie das war, ein Mensch zu sein, hatte vergessen wie es war, normal zu sein. Ständig war er umgeben von Magie, von Wesen, die scheinbar nicht alterten, von Personen, die eigentlich schon tot waren und von der Insel, die stets mit ihm in Verbindung stand und ihm den Glauben nahm, ein Mensch zu sein. Hier nicht, in dieser Welt war er frei und ungebunden, umgeben von Seinesgleichen.*

*Es sollte eine unbeschwerte Reise sein, ein kleines Abenteuer ins Ungewisse. Aus diesem Grund trug er nicht viel mehr bei sich als seiner Kleidung, einem mit Wasser gefüllten Krug, etwas Proviant und einem weichen, hellen, mit einem Kreuz bestickten Kissen, über welches er bei seinem letzten Spaziergang durch den Kristallpalast gestolpert war. Seitdem war es sein ständiger Begleiter gewesen, nahezu ein imaginärer Freund geworden, der ihm stets zuhörte und schwieg, wenn es angebracht war zu schweigen. Er musste es immer mit sich herum tragen, ohne das Kissen fühlte er sich leer, war der Meinung ein Teil von ihm würde fehlen und er musste feststellen, dass er das Kissen vermisste, wenn es nicht bei ihm war. Natürlich erfüllte es neben der Seelenrösterei auch seinen praktischen Zweck und diente ihm in kalten und ungemütlichen Nächten als warme, weiche Unterlage für den Kopf. Nie würde ihm jemand oder etwas mehr bedeuten als dieses Kissen, dessen war er sich bewusst. Aus diesem Grund hegte und pflegte er es, beschützte es wo er nur konnte. Niemand außer ihm selbst durfte es anfassen. Mit der Zeit bildete er sich ein, jeder Mensch und jedes nichtmenschliche Wesen bräuchte so ein Kissen, sollte solch einen Gegenstand immer bei sich tragen. Schmunzelnd dachte er an die Kinder auf der Insel, die jedes Mal mit den Augen rollten, wenn er ihnen einen Vortrag darüber hielt, dass man nie ohne sein Kissen aus dem Haus gehen, geschweige denn die Insel verlassen sollte. Sie alle hatten ja keine Ahnung. Sie waren so unwissend.*

*Niemand würde jemals nachvollziehen können, was er fühlte, was er liebte, für was er lebte. Nie würde jemals jemand von ihnen diese andere Welt erleben dürfen und diejenigen, die sie erlebt hatten, wollten nichts mehr von ihr wissen, verdrängten, dass sie da war. Nur er nicht. Er war im Herzen der geblieben, der er von Anfang an gewesen war. Er hatte nicht vergessen, dass es noch etwas außerhalb von Atlantis gab. Vielleicht war ihm genau aus diesem Grund bestimmt, die Insel für längere Zeit verlassen zu können. Natürlich nicht für immer, denn Atlantis würde immer nach ihm verlangen, doch eine Zeit lang ließ es ihn frei. Er war ein guter Mann, tief in seinem Herzen rein und ehrlich, so lange er lebte verbunden mit seiner Heimat, in ewiger Liebe verloren. Solch eine Verbindung konnte selbst die stärkste Macht nicht lösen, die stärkste Magie nicht brechen. Er gehörte nicht zu Atlantis und doch verweilte er dort, er gehörte in seine Heimat und doch blieb er nicht in dieser Welt. Er stand zwischen den Welten, wechselte sie, wie es ihm gefiel, entschied über Verweilen und Verlassen und dies gab ihm die einzigartige Chance dem Schicksal, das jedem Atlanter widerfuhr wenn er die Insel verließ, zu entgehen. Es war, als hätte er die Insel ausgetrickst, als hätte er Atlantis ein Schnippchen geschlagen.*

*Erneut.*

*In vielen weiteren Jahren würde er es wieder tun. Immer wieder wiederholen, bis die Insel ihn*

irgendwann durchschaute und ihren Tribut an ihm fordern würde. Irgendwann würde die Insel ihn vernichten, dessen war er sich sicher, doch machte er sich noch keine Sorgen darüber. Er befand sich dort, wo er sich am wohlsten fühlte, war glücklich und voller Tatendrang. Vor ihm lag die Straße nach Nirgendwo, die Straße in eine Zeit voller Abenteuer, neuer Erlebnisse, Gerüche, Farben, Leben und neuen Erkenntnissen. Die erste Station seiner Reise lag nur einen Tagesmarsch von ihm entfernt. Mit seinem Kissen unter dem Arm betrat er die Straße, auf der zuvor die Karawane an ihm vorbei gezogen war. Sein Blick richtete sich in die entgegengesetzte Richtung und am mittlerweile blass blauen Horizont bildete er sich ein, die ersten Randsiedlungen von Puruschapura, der Stadt der Blumen, erkennen zu können.

Unbarmherzig brannte die Sonne auf seiner Haut, als er die Stadt erreichte. Er wusste nicht viel über die Entstehung dieses Ortes, bis auf dass Puruschapura von den Königen von Gandhara gegründet und die Einwohner als Paschtunen bezeichnet wurden. Die Stadt unterschied sich im Vergleich zu anderen Städten, die er kannte, nicht sonderlich. Die Häuser waren nicht modern, wurden aus Holz oder ungebrannten Ziegeln errichtet, auf den Straßen tummelten sich die verschiedensten Menschen, Kinder spielten in engen Gassen, Frauen in gewöhnlichen, hell- bis dunkelbraunen Salwar Kaamez saßen vor den Türen ihrer Häuser und wuschen die Kleidung ihrer Männer, während diese hinaus zogen, um auf den Feldern ihrer Arbeit nachzugehen. Der Boden war so staubig, dass er die Kleider der Menschen mit einem roten Schimmer umgab und in seinem dunklen drei Tage Bart kitzelte. Episodenhaft wehte der Wind ihm eine Prise Sand in die Augen, wodurch er blinzeln musste und die Sandkörner sich in seinen Wimpern verfangen, sodass sie ihm für ein paar Sekunden den Blick auf die Welt um ihn herum verwehrten.

Die Kurta von Schweiß durchnässt und die Füße von Schmerzen durchzogen, durch die Anstrengungen eines langen Fußmarsches bis zur Stadt, suchte er nach einem Platz, an dem er sich ausruhen und neue Kräfte sammeln konnte, doch fand er keine Ruhe und in keiner Ecke einen Stuhl, auf dem er sich niederlassen konnte. So zog es ihn, sein Kissen schützend vor umherwirbelndem Sand vors Gesicht gehalten, weiter hinein in das Zentrum Puruschapuras, wo er schon bald auf einen riesigen Basar stieß, umsäumt von Kaffeehäuschen und Teestuben, deren Holzbänke unter Schatten spendenden Bäumen standen und die Geräusche von ein Dutzend Messingsamowaren die Luft erfüllte. Der Geruch von heißem, süßen Tee drang zu ihm, er konnte sich ausmalen, wie eine Tasse der grünen Flüssigkeit sich in seine Hände schmiegte und er friedlich und entspannt die darin noch herumwirbelnden Teeblätter mit den Augen verfolgte. Aus einer anderen Ecke vernahm er den Geruch von frischem Brot und als er ein großes, weißes, an den Rändern gelblich vergilbtes Schild bemerkte, wusste er endlich, dass er sich inmitten des Qissa Khawani Basars befand.

Ein Lächeln zauberte sich auf sein Gesicht, als er sich einmal im Kreis drehte und jeden Winkel des Basars in seinen Gedanken speicherte, sich ein unvergessliches Bild davon machte. Er wollte sich gerade ein gemütliches Plätzchen zum Verweilen suchen, als eine Gruppe Kinder seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Mit dem Handrücken wischte er sich über die Stirn, dann über die Augen, um die letzten Sandkörner und den brennenden Schweiß aus seinen Wimpern zu bekommen, um die Gruppe, die aus fünf Jungen bestand, besser sehen zu können. Es war ihm unbegreiflich, warum diese jungen Menschen ihn so faszinierten, doch er konnte nicht umdrehen und wegsehen, sondern musste sie beobachten.

Sie verhielten sich nicht wie die anderen Kinder auf dem Basar und tollten auf der Straße herum, sondern hatten sich vor einer der Teebuden zusammen gesetzt. Sie sahen aus wie Kinder, sie kleideten sich wie Kinder, sie lachten wie Kinder, doch irgendetwas an ihnen erinnerte ihn an Erwachsene. Es brauchte nicht lang, bis er herausfand, was sie älter erscheinen ließ, als sie

eigentlich waren. Sie erzählten sich Geschichten, wie die Geschichtenerzähler um sie herum, die den Qissa Khawani Basar zu dem gemacht hatten, was er war. Das Lachen der Jungen drang an seine Ohren, er beobachtete, wie sie sich die Bäuche hielten und mit der flachen Hand auf die Holzbänke schlugen. Der Höhepunkt einer Geschichte schien sie zu amüsieren und die Nächste folgte sogleich. Einer der Jungen erhob sich, verabschiedete sich mit einem kurzen Händeschlag und ging seines Weges. Er gab den Blick frei auf einen weiteren Jungen, den der Mann zuvor nicht hatte sehen können. Der Junge war durchschnittlich groß, hatte im Vergleich zu seinen Freunden eine etwas hellere Haut und dunkles Haar. Sein Gesicht war knabenhaft, strahlte aber eine gewisse Ehrlichkeit und Ruhe aus. Sofort erkannte der Mann, dass dieser Junge in der Gruppe der Geschichtenerzähler war, denn er ergriff das Wort und mit lockerer Mimik und Gestik unterstrich er seine Erzählung, während die anderen Jungen ihm aufmerksam zuhörten. Es war so laut auf dem Basar, dass keines der Worte des Jungen zu ihm herüber drangen, so dass er ein paar Schritte auf die Gruppe zu ging. Je näher er kam, umso besser konnte er sich von den Umgebungsgeräuschen abschirmen und die Worte des Jungen, dessen Stimme hoch aber dennoch rau war, isolieren, bis er schließlich den Inhalt der Geschichte ahnte, als er den Namen der Stadt in der sie sich befanden vernahm.

Plötzlich streifte etwas unsanft seine Schulter und er wurde zu Boden gerissen. Mit den Händen fing er den harten Aufprall auf dem Boden ab, doch konnte er eine Begegnung von seinem Gesicht und dem staubig sandigen Boden nicht verhindern. Die groben Sandkörner kratzten ihm die Wangen auf, er atmete den Staub ein und musste husten. Sein Kissen landete einen Meter von ihm entfernt und der Beutel mit dem Proviant und dem Tonkrug voll Wasser wickelte sich um seine Schulter, sodass es ihm unangenehm in die Haut kniff und er das Gefühl hatte, es würde ihm die Blutzufuhr zum Arm abschnüren. Für ein paar Sekunden, die ihm wie eine Ewigkeit vorkamen, blieb er regungslos auf dem Boden liegen, doch dann drehte er sich mit Mühe und Not auf den Rücken. Das Erste was er sah war eine Hand, die sich ihm entgegen streckte und helle, graue Augen, die ihn neugierig anzustarren schienen.

Langsam hob er seinen Arm und umschloss die Hand seines Helfers mit seinen Fingern. Ein merkwürdig vertrautes und beruhigendes Gefühl durchströmte ihn, als die Finger des Jungen seine Hand ebenfalls umschlossen und ihn wieder auf die Beine zogen. Der Junge half ihm, den Beutel von seiner Schulter zu lösen.

„Sie sind verletzt, Sir“, stellte das Kind fest. Es zog ein weißes Tuch aus seiner Tasche, tränkte es mit ein paar Tropfen Wasser und reichte es dem Mann.

„Hier, nehmen sie, Sir. Es wird ihnen helfen, Sir. Sie können damit ihre Wunden versorgen und Ihr Gesicht waschen, Sir.“

Er nahm das Tuch entgegen, schenkte dem Jungen ein Lächeln und bedankte sich.

„Nichts zu danken, es war mir eine Freude, Sir“, beschwichtigte der Junge, kniete sich hin und hob das Kissen, dessen heller Stoff durch den Boden nun in einem matten Rot glänzte, auf und reichte auch dies ihm entgegen, welches er nur allzu gern wieder an sich nahm.

„Nettes Kissen, Sir. Eine gute Reise, Sir“, sagte der Junge, drehte sich auf dem Absatz um und lief zurück zu seinen Freunden.

Der Mann tupfte sich mit dem Tuch über das Gesicht, dann musterte er es. In einer kleinen Ecke des Stoffes war der Buchstabe „M“ mit heller Wolle eingnäht worden. Er blickte auf und wollte den Jungen zu sich zurück rufen und ihm sein Eigentum wiedergeben, doch dieser war verschwunden mitsamt seinen Freunden. Mit schnellem Blick suchte er den Basar ab, doch von der Gruppe Jungen war nichts mehr zu sehen. Noch einmal musterte er das Tuch in seinen trockenen Händen, dann presste er die Lippen zusammen, steckte es in seinen Beutel und

*wünschte dem Jungen im Stillen Frieden und Glück.*

\*\*\*

Nemo öffnete ruckartig die Augen, als er aus seinem Schlaf aufschreckte. Sein Brustkorb hob und senkte sich schnell, er atmete schwer. Ohne Kleopatra zu wecken, die neben ihm friedlich schlief, schwang er die Beine aus dem Bett, stand auf und verließ das Zimmer. Sein Weg führte ihn durch die Gänge des Kristallpalasts hinaus in einen kleinen, angrenzenden Garten, in dessen Mitte ein silberner Brunnen in Form eines Kristalls stand. Im Wasser des Brunnens spiegelte sich der Mond und die Sterne funkelten darin wie tausende kleine Glühwürmchen. Die weiße Kurta des Inders flatterte im kühlen Nachtwind, als er sich auf einer Bank, umsäumt von Rosensträuchern mit hellblauen Blüten, niederließ.

Er schloss die Augen und lauschte in das Dunkel der Nacht hinein, doch bis auf das Rascheln der Bäume im Wind war die Welt um ihn herum in Stille getaucht. Als er die Augen wieder öffnete, hoffte er, dass sich ihm die Hand eines kleinen Jungen entgegenstreckte, doch vor ihm erhob sich nur der Kristallpalast in seiner vollkommenen Schönheit.

Nemo seufzte. Die Welt, in der er sich in seinem Traum befunden hatte, der Mann, den er darin gesehen hatte und der Junge, der ihm begegnet war – das alles war eine Reflexion seines Unterbewusstseins gewesen. Es hatte sich real angefühlt, wie eine Vision, ein Film vor seinen Augen, zum Greifen nahe, weil es einmal die Wirklichkeit gewesen war. Es war eine Erinnerung gewesen. Eine Erinnerung an eine Zeit vor vielen, vielen Jahren, als er noch wesentlich jünger als heute gewesen war, als ihn sein Freigeist hinaus getrieben hatte. Wie unvorstellbar doch eine solche Reise in seinem jetzigen Zustand erschien. Es war nicht nur ein Traum gewesen, in dem er seinen unbewussten Wunsch nach einer Flucht von Atlantis entdeckt hatte. Er wollte nicht weg von Atlantis. Er hatte sich bereits längst damit abgefunden, dass die Insel ihn nun nicht mehr gehen ließ und nie mehr gehen lassen würde. Sein letzter Atemzug gehörte Atlantis.

Dieser Traum, warum auch immer er ihn in dieser Nacht geträumt hatte, wo doch dieses Land kurz vor dem Untergang stand und nur noch seelenruhig auf den großen Sturm wartete, sollte ihn an etwas erinnern, dass er vor langer Zeit gefunden und vor ebenso langer Zeit wieder verloren hatte. Es sollte ihm das Einzige zeigen, für das es sich zu kämpfen und zu leben lohnte.

Freundschaft.

Liebe.

Er kannte diese Ideale, doch waren sie ihm früher wie Schall und Rauch vorgekommen. Er gab zu, jung und dumm gewesen zu sein. Doch er hatte gelernt. Sein Lehrer war ein kleiner Junge gewesen, der selbst als Mann immer ein kleiner Junge geblieben war. Ein Freund, der beste Freund, den er jemals gehabt hatte.

Der Inder sog langsam die Luft von Atlantis ein und für einen kurzen Moment konnte er den heißen, süßen Tee des Qissa Khawani Basars riechen, konnte den staubigen Sand an seinen Händen fühlen. Obwohl es so viele Jahre her war, als seine Reise ihn nach Puruschapura geführt hatte, waren die Erinnerungen so klar, als hätte er gestern noch vor der Gruppe Jungen gestanden, oder würde noch dort stehen.

Eine Träne rann über Nemos Wange.

Er vermisste ihn. Dieser Traum hatte seinen Freund wieder ins Gedächtnis gerufen, ebenso wie das Gefühl der Leere, dass er immer dann verspürte, wenn er sich einsam fühlte und der kleine Junge nicht in der Nähe war.

\*\*\*

*Er hatte sich hinter einem Karren mit Weizensamen versteckt und beobachtete die grüne Hütte mit den ungebrannten Ziegeln genau. Eine Strähne seines dunklen Bartes, der mittlerweile bis zu seinem Kinn reichte, verfang sich in einem Holzschiefer und er hatte alle Mühe sie dort wieder loszulösen, während er die Augen nicht von dem Gebäude nehmen konnte. Menschen kreuzten den Weg vor dem Karren, doch sie bemerkten ihn nicht und gingen weiter ihrer Wege, bis sie hinter Häuserecken verschwanden. Eine weiße Kuh spazierte gemütlich die Straße entlang, bis sie von ihrem Besitzer eingefangen und weggezogen wurde. Aus einem Fenster drang leise, indische Musik und nur ein paar Meter weiter hockte ein alter Mann mit zerschissenen Kleidern und einem grauen, langen Bart an einer Hauswand und murmelte das Bismillah vor sich hin. „Bismi - Allahi – Rrahmani – Rrahim ... Im Namen Allahs, des Gnädigen, des Barmherzigen...“, drang in gleichmäßigen Abständen an sein Ohr.*

*Es war ein heißer, sonniger Spätnachmittag und bereits nach wenigen Minuten war Nemos weiße Kurta nass und klebte an seiner Haut. Der Wind wehte ihm Sand ins Gesicht und der Inder glaubte schon, die Welt würde ihm damit einen Streich spielen. Nach seinem letzten Ausflug in Puruschapura hatte es Wochen, fast Jahre gedauert bis er den Geschmack vergessen hatte und das Knirschen des Sandes zwischen den Zähnen losgeworden war. Damals hatte er sich geschworen, diese Stadt nie wieder zu betreten, doch als er erneut in diese Welt gekommen war, um außergewöhnliche Menschen für Atlantis zu suchen, hatte sich in ihm eine Sehnsucht gebildet und er hatte nicht widerstehen können und sich für eine kurze Rückkehr in diese Stadt entschieden. Den Grund dafür kannte er genau. Er wollte den Jungen wiedersehen. Vergessen, hatte er ihn nie. Wie auch, wo er doch immer noch das Taschentuch in seinem Besitz hatte und sich einbildete, es dem Jungen unbedingt wieder zurück zu geben.*

*Jetzt saß er hier, versteckt hinter einem Karren und schalt sich für seine aberwitzige Idee. Nemo wusste weder, wie der Junge hieß, noch wo er wohnte oder ob er überhaupt noch in Puruschapura lebte. Selbst eine Beschreibung des Kindes hatte nicht viel gebracht. Viele der Jungen waren dunkelhaarig und niemand achtete sehr auf Augenfarben. Dennoch hatten seine Nachforschungen ihn zu diesem Haus geführt und nun hoffte er, dass ihm ein wenig Glück vergönnt war. Wenigstens noch ein einziges Mal musste er diesen Jungen sehen, dann würde er ihn für immer vergessen, das schwor er sich.*

*Die ganze Nacht verbrachte Nemo in seinem Versteck, bis sich plötzlich am nächsten Morgen, während eine kalte Brise ihn erzittern ließ, die Tür der Hütte öffnete und ein großer, junger Mann im zarten Alter von 16 Jahren, jedenfalls schätze der Inder den Jungen auf dieses Alter, heraus spaziert kam. Sein dunkles Haar hatte der Junge nicht gekämmt, seine Augen blitzten durch die Dämmerung. Er schwang sich einen Stoffbeutel über die Schulter und zog ein Liedchen pfeifend von Dannen.*

*Nemo traute seinen Augen kaum. Er hob den Kopf und stieß ein stummes Danke gegen den Himmel. So schnell er konnte, packte er sein Hab und Gut zusammen, rappelte sich auf, trat aus seinem Versteck und folgte dem Jungen unauffällig.*

*Er war es wirklich. Der Inder hatte es sofort gespürt, dieses vertraute Gefühl. Dies war der Junge, der ihm vor Jahren auf dem Basar die Hand entgegen gestreckt hatte. Es war kaum fassbar, welche Freude Nemo in diesem Moment empfand. Er fühlte sich mit einem mal um Jahre jünger.*

*Am zentralen Platz der Stadt, Chowk Yadgaar, holte der Inder den Jungen ein, folgte ihm bis auf die Straße, die unter den Briten nur „Grand Trunk Road“ genannt wurde und tief ins Land*



*führte. Wo wollte der Junge hin?*

*Nemo holte immer weiter auf, lief so schnell seine Füße ihn tragen konnten, den Blick immer auf den Rücken des Jungen gerichtet. Als er nur noch etwa zwanzig Meter von ihm entfernt war, drehte sich der Junge plötzlich um und warf ihm einen funkelnden, aber ruhigen und friedlichen Blick zu.*

*Der Inder blieb wie angewurzelt stehen, der Andere ebenfalls.*

*„Wer sind sie, Sir? Sie folgen mir bereits seit Puruschapura“, fragte der Junge.*

*Nemo schnürte es zuerst den Hals zu, doch nach ein paar Sekunden hatte er seine Gedanken und Gefühle wieder geordnet.*

*„Kennst du mich nicht? Kannst du dich nicht an mich erinnern?“, antwortete er.*

*„Nein, wieso sollte ich, Sir? Ich habe sie noch nie in meinem bisherigen Leben gesehen“, wurde ihm entgegnet.*

*Nemo bettete die Stirn in seiner Handfläche. Er wusste sofort, warum sich der Junge nicht mehr an ihn erinnern konnte. Es war die Insel, die ihn alles vergessen ließ. Die Macht von Atlantis war groß, für den Geschmack des Inders manchmal ein wenig zu groß. Er atmete einmal tief ein und wieder aus, blickte zum Horizont und sagte: „Du hast Recht, du kennst mich nicht und ich kenne dich nicht. Ein Versehen, eine kleine, harmlose Verwechslung. Entschuldige mich, ich bin nicht mehr so ein junger Mann wie du.“*

*Der Junge lächelte.*

*„Man sagte mir einmal, Erwachsene seien wie Elefanten – sie vergessen nie etwas. Warum auch immer aber ich komme ihnen vielleicht vertraut vor, Sir“, erwiderte er.*

*Nemo ging auf den Junge zu, überwand die letzte Distanz zwischen ihnen. Er hielt ihm die Hand hin und sagte: „Wenn ich mich vorstellen darf, ich bin Nemo. Es freut mich, dich kennen zu lernen.“*

*Der Junge fackelte nicht lang und erwiderte mit einem kräftigen Handschlag. Sein Gesicht strahlte und seine hellen Augen funkelten in der aufgehenden Sonne.*

*„Ich bin Mir ... Mir Taj Mohammed! Es ist mir eine Ehre Nemo, Sir.“*

*Nemo lachte und schüttelte den Kopf. „Bitte, tu mir einen Gefallen und spar dir das ;Sir' für jemand anderen auf. Ich fühle mich sonst sehr, sehr alt“, sagte er.*

*Der Junge nickte mit dem Kopf. Ohne Absprache setzten sich die zwei wieder in Bewegung und liefen gemeinsam die Straße entlang, als hätten sie nie etwas anderes getan. Sie genossen die kühle, reine Luft des Morgens und bestaunten stumm den Sonnenaufgang, während die Vögel über ihren Köpfen am Himmel kreisten und Wälder und Felder an ihnen vorbei zogen. Nach einer Weile ergriff Nemo das Wort.*

*„Verrätst du mir ein Geheimnis?“*

*„Aber klar doch, um was geht es?“, antwortete Mir.*

*„Wo möchtest du hin? Wohin wird dich diese Reise führen?“*

*„Mein Ziel ist Delhi. Mein Traum ist es, Rechtsanwalt zu werden und meine Chancen stehen ziemlich gut, dort studieren zu können.“*

*Nemo grübelte einen Moment darüber nach, bevor er seine nächste Frage stellte.*

*„Aber warum ziehst du denn ganz allein los? Was ist mit deiner Familie? Mit deinen Eltern?“*

*Der Junge blickte ein wenig traurig zu Boden. Sein Schritt verlangsamte sich und als er den Kopf wieder hob, glitzerten seine Augen verdächtig im frühen Sonnenlicht.*

*„Ich habe vier Brüder, war also bis jetzt noch nie in meinem Leben richtig allein und immer von meiner Familie umgeben. Mein Vater ist Händler und eigentlich, sollten wir alle in seine Fußstapfen treten. Ich möchte aber lieber Rechtsanwalt werden, dass ist mein Traum. Also war*

*ich ehrlich und ging zu ihm, erklärte ihm meinen Wunsch, doch ich glaube, dass er nicht richtig zugehört hat. Ich hatte nie das Gefühl, dass ich in der Lage gewesen wäre, in das Geschäft meiner Familie einsteigen zu können. Ich möchte lieber für Recht und Freiheit, für meine und die Ideale von anderen Menschen kämpfen. Deshalb habe ich mich entschieden, nach Delhi zu gehen“, antwortete Mir.*

*„Und wieso ausgerechnet zu Fuß? Du könntest doch auch mit einer dieser klapprigen Kutschen fahren, von denen schon mindestens fünf an uns vorbei gefahren sind. Oder wie wäre es mit dem Frontier Mail. Der Zug hätte dich nach Rawalpindi gebracht und von da aus über Lahore nach Delhi. Du hättest sogar den Grand Trunk Express nehmen können. Warum also zu Fuß unterwegs?“*

*Mir warf Nemo ein verschmitztes Grinsen zu. „Sehe ich etwa so zerbrechlich aus, dass Sie der Meinung sind ich könnte solch eine Anstrengung nicht auf mich nehmen? Ich bin ein erfahrener Bergsteiger, ich schaff das schon“, antwortete er.*

*„Gutes Argument...na ja, 942 Kilometer, das wird bestimmt ein riesen Spaß!“*

*So zogen die beiden durch das Land, vorbei an kleinen Städten und Dörfern. Sie scherzten oft, hin und wieder erzählte Mir fast endlose Geschichten vom Mut und der Opferbereitschaft seiner paschtunischen Landsleute. Je näher sie Delhi kamen, umso vertrauter wurden sie und entwickelten eine tiefe und innige Freundschaft. Abends, wenn sie in den zahlreichen Dhabas saßen, welche die Grand Trunk Road säumten, beobachtete Nemo den stillen Mir, wie er mit angewinkelten Beinen auf einem Stuhl saß und etwas in ein kleines, schwarzes Büchlein kritzelte. Der Inder bewunderte die innere Kraft, Überzeugung und Willensstärke, die der Junge besaß. Er nahm sich vor, Mir als ein Vorbild für sich selbst zu nehmen.*

*An einem frühen Morgen, sie hatten gerade zwei Stunden Fußmarsch hinter sich gebracht, fragte Nemo neugierig, welche Gedanken sein Freund jeden Abend in dieses geheimnisvolle Buch schrieb.*

*„Es ist kein Tagebuch, nicht wirklich jedenfalls“ antwortete Mir, „Ich schreibe Gedichte über das Leben, über Träume und Wünsche oder über Erfahrungen, die ich im Laufe der Zeit mache. Sie sind alle in Urdu verfasst, obwohl ich sie auch in Hindi, Englisch, Persisch oder sogar in Sanskrit verfassen könnte. Aber ich mag Urdu. Eine sehr reine, vertraute und stolze Sprache, schön im Klang. Ich muss es ja wissen, ist ja schließlich meine Muttersprache.“*

*Nemo und Mir lachten gemeinsam. Mit den Händen in den Taschen liefen sie dem Sonnenaufgang entgegen. Als die Welt um sie herum in einem hellen Blau erstrahlte, fragte Mir, ob er Nemo eines seiner Gedichte vorlesen dürfe.*

*„Es wäre mir eine Ehre Mir!“, war Nemos Antwort und Mir fackelte nicht lang und rezitierte, was er zuvor auf Papier gebracht hatte:*

*Was ich sehe, ist mir alles längst bekannt.  
Kenne jeden Stein und jeden Weg,  
Jedes noch so kleine Stückchen Land.  
Sehe durch das Fenster den vertrauten Blick,  
Nur die Jahreszeiten ändern sich,  
Alles andere bleibt gleich, stets das Selbe ich.*

*Meine Gedanken schweifen in die Ferne,  
Verlassen die vertrauten Gefilde.  
Weit weg in Delhi, da wär' ich jetzt gerne.*

*Unbekannte Freunde, fremde Länder, neue Orte,  
All das würde ich jetzt gern sehen,  
Stattdessen meine Füße auf den alten Wegen gehen.*

*Punjab, Amritsar, Bombay, Delhi.  
Wie exotisch und doch vertraut klingen diese Namen.  
Bis jetzt sahen meine Augen diese Städte nie,  
Doch im Traum seh' ich mich durch Gassen laufen,  
Deren Namen ich nicht lesen kann.  
Frauen in bunten Saris ziehen mich in ihren Bann.*

*Mir beendete seinen Vortrag und wartete darauf, das Nemo etwas dazu sagte. Dieser klatschte in die Hände.*

*„Wirklich ein ausgezeichnetes Gedicht. Es gefällt mir sehr gut“, sagte er.*

*„Danke Nemo, ich weiß das wirklich sehr zu schätzen. Du solltest auch Gedichte schreiben, darin kann man gut seine Gefühle und Gedanken verarbeiten. Probier es doch einfach mal aus“, schlug Mir seinem Freund vor.*

*„Ich verspreche dir, dass ich mich einmal an einem Gedicht versuchen werde.“*

*„Darf ich es dann auch hören?“, fragte der Junge vorsichtig nach.*

*Nemo legte ihm eine Hand auf die Schulter.*

*„Aber natürlich! Du wirst der Erste und Einzige sein, der es jemals zu hören bekommt“, sagte er, breitete die Arme aus und lief, ohne nach links und rechts zu sehen rückwärts auf die Straße. Plötzlich rannte Mir auf ihn zu, warf sich mit seinem Körpergewicht gegen Nemo, stieß ihn damit nach hinten und brachte ihn schließlich zu Fall. Als der Inder wieder zu sich kam und der Schmerz in seinem Rücken nachließ, half Mir ihm auch schon wieder auf die Beine, klopfte den Staub von seinen Kleidern und fragte, ob alles in Ordnung sei.*

*„Was ist denn passiert?“ Nemo war noch ein wenig verwirrt.*

*„Du bist einfach so auf die Straße gelaufen und da kam gerade eine Kutsche. Du wärest jetzt beinahe überfahren worden, wenn ich dich nicht weggestoßen hätte“, antwortete Mir und untersuchte seinen Freund gründlich.*

*„Du hast dir die Arme aufgekratzt, blutet ganz schön. Ich hab leider kein Tuch um ...“*

*„Ich hab eines!“ unterbrach Nemo ihn, zog aus seinem Beutel Mirs weißes, mit dem „M“ besticktes, Tuch und hielt es seinem Freund unter die Nase.*

*„Allah sei Dank, dass ist ja mein Tuch. Das habe ich schon überall gesucht. Wo hast du das denn her?“, entfuhr es Mir überrascht vor Freude.*

*„Oh, ich habe es am Basar gefunden, in Puruschapura“, log Nemo.*

*„Das ist ja ein Zufall, warte ... das haben wir gleich!“ Mir nahm das Tuch an sich, öffnete seine Wasserflasche und tränkte es mit der kühlen Flüssigkeit. Er reichte das Tuch Nemo und wies ihn an, damit die Wunden an seinen Armen zu reinigen.*

*„Nein nein, behalt es ruhig noch ein Weilchen. Die Straße ist staubig, du wirst es also noch brauchen. Gib es mir später zurück“, sagte Mir, als sein Freund ihm das Tuch wieder in die Hand drücken wollte.*

*Der Junge lief auf die Straße, um einen Gegenstand von eben dieser aufzuheben. Dabei begrüßte er einen Bauern, der mit seinen drei Kühen die Straße entlang marschierte.*

*„Nettes Kissen. Nur etwas in Mitleidenschaft geraten“, stellte Mir fest, als er wieder neben Nemo stand. Er hielt dessen Kissen in der Hand. Der helle Stoff war von braunen und schwarzen*

*Flecken überseht und war nicht mehr annähernd in dem Zustand, in dem Nemo es einst gefunden hatte.*

*Mit einer Träne im Augenwinkel betrachtete der Inder seinen liebsten Besitz und verzog traurig das Gesicht. Mir fiel das sofort auf und ihm tat sein Freund leid.*

*„Hör mal, in einer Stunde sind wir in Lahore. Dort gibt es einen Markt und ich denke, da können wir etwas für dein Kissen tun. Wir sollten uns beeilen. Je schneller wir dort sind, desto eher kannst du wieder mit ihr liebäugeln“, schlug er vor.*

*Nemo blickte auf. „IHR???“, fragte er verwirrt, „von welcher Frau redest du?“*

*„Ich rede doch von keiner Frau. Ich rede von dem Kissen. Und ich nehme mal an, dass das Kissen eine ‚Sie‘ ist, denn sonst würdest du doch nicht so darum trauern.“*

*Nemo und Mir sahen sich gegenseitig in die Augen, wobei aus den Augen des Jungen der Schalk blitzte, aus Nemos nur Verwirrung. Es musste ein merkwürdiges Bild sein für vorbei Ziehende. Wie auf Kommando fingen die beiden lauthals an zu lachen, hielten sich die Bäuche und krümmten sich dabei.*

*Nemo musste sich Tränen aus den Augen wischen, als er sagte: „Also, eines möchte ich doch feststellen: ich bin definitiv nicht verliebt in dieses Kissen.“*

*„Oh doch, dass bist du und zwar über beide Ohren“, entgegnete Mir.*

*„Ich stehe nicht auf dieses Kissen.“ Nemo wandte sich gespielt beleidigt von seinem Freund ab und lief die Straße weiter entlang. Es dauerte nicht lang, bis der Junge ihn wieder eingeholt hatte und neben ihm lief.*

*Mir knuffte Nemo in die Seite. „Wann ist denn die Hochzeit?“, fragte er kichernd.*

*„Es gibt keine Hochzeit!“, antwortete Nemo.*

*„Bin ich zu eurer Hochzeit eingeladen?“*

*„Ich werde dieses Kissen nicht heiraten Mir.“*

*„Warum hast du mir die Glückliche eigentlich nicht vorgestellt? Na gut, kann es verstehen, eine Schönheit ist sie nicht gerade.“*

*„Mir!!!“*

*„Was? Ich zeige doch bloß Interesse an deinem Leben. Bist wohl schon ganz aufgeregt wegen der Hochzeitsnacht, was?“*

*„Du bist unmöglich!“, rief Nemo und rannte los. Die Luft peitschte ihm entgegen und nach wenigen Metern hatte er bereits keinen Atem mehr, denn er musste die ganze Zeit lachen. Doch sein Freund war ihm dicht auf den Fersen und so rannte der Inder weiter, dicht gefolgt von Mir, bis die Beiden vollkommen erschöpft die Stadt Lahore erreicht hatten.*

*Lahore unterschied sich nicht sonderlich zu Mirs Heimatstadt. Sie war nur ein klein wenig größer, voller und lauter. Als die Freunde sie betraten, wurden sie von niemandem beachtet. Nur hin und wieder kreuzten sich ihre Blicke mit denen der anderen Menschen. Sie machten sich sofort auf die Suche nach dem Markt. Als sie ihn gefunden hatten, wurden sie von den vielen Farben, Gerüchen und Geräuschen überrumpelt.*

*Mir zog Nemo zu einem Stand, an dem Saris und bunte Tücher verkauft wurden. Der Junge entdeckte, was er gesucht hatte und machte seinen Freund darauf aufmerksam.*

*„Sieh mal! Das ist genau das, was du brauchst“, sagte Mir und zeigte auf einen safranfarbenen Kissenüberzug aus Satin. Nemo beäugte den Überzug skeptisch.*

*„Sieht gut aus, nicht? Ich mag die Farbe Safran. Sie steht für Indien und unsere Heimat“, fuhr der Junge fort.*

*„Und für die Revolution“, erwiderte Nemo.*

*„Nein, du siehst es von der falschen Seite. Diese Farbe steht für das Ideal der Freiheit, für ein*

*Leben in Frieden und Geborgenheit. Kennst du die Khudai Khidmatgar?“, fragte Mir hoffnungsvoll. Sein Freund schüttelte den Kopf.*

*„Safran ist nicht ihre Farbe, aber ich verbinde sie immer damit. Sie sind eine Organisation von Frontier Gandhi, oder Ghaffar Khan wie ihn alle nennen. Freiheitskämpfer, die sich in den 20er Jahren zu einer Gruppe zusammen schlossen. Als ich noch ein kleines Kind war, hatten sie hart daran gearbeitet, die Bewegung von Mahatma Gandhi in meiner Heimat zum Erfolg zu führen. Im April 1930 schossen im Qissa Khawani Basar britische Truppen auf unbewaffnete Demonstranten, die gegen eine Verhaftung von Ghaffar Khan protestierten. Die Khudai Khidmatgar haben fast sechs Stunden lang standgehalten. Sie kämpften für ihre Freiheit und Rechte. 200 Menschen fielen diesem Massaker zum Opfer, bis die einheimischen Soldaten im Regiment den Befehl verweigerten und die Waffen senkten. Wer dieser Organisation beitrifft, hat einen Schwur zu leisten – ‚Ich bin ein Khudai Khidmatgar und weil Gott keiner Dienste bedarf, werde ich ihm dienen, indem ich seinen Geschöpfen selbstlos diene. Ich werde nie Gewalt anwenden. Ich werde nicht Vergeltung üben oder Rache nehmen. Und ich werde jedem vergeben, der mich unterdrückt und sich an mir vergeht. Ich werde mich nicht an Intrigen, Familienfehden und Feindseligkeiten beteiligen, und ich werde jeden Paschtunen wie meinen Bruder und Kameraden behandeln. Ich werde schlechte Gewohnheiten ablegen. Ich werde ein einfaches Leben führen, Gutes tun und Schlechtes unterlassen. Ich werde einen guten Charakter entwickeln und gute Gewohnheiten pflegen. Ich werde kein müßiges Leben führen. Ich werde keinen Lohn für meine Dienste erwarten. Ich werde furchtlos sein und zu jedem Opfer bereit‘“, schloss Mir seinen Vortrag und blickte Nemo erwartungsvoll an. Als dieser keine Anstalten machte etwas zu sagen, fügte der Junge schulterzuckend hinzu: „Na, ja, ist mit der Zeit wie ein Lebensmotto geworden.“*

*„Safran also, ja?“, fragte Nemo zögerlich und Mir nickte.*

*Schlussendlich kauften sie den safranfarbenen Kissenüberzug und Mir riss ein paar Witze darüber, wie hübsch doch Nemos Zukünftige nun aussah.*

*Sie verließen Lahore wieder und machten sich bereit für die letzte Etappe auf dem Weg zu ihrem Ziel. Nach weiteren Tagen, die ihnen mittlerweile unendlich vorkamen, hatten sie Delhi fast erreicht. Es war früher Abend und der Himmel dämmerte bereits. Der Mond war klar zu erkennen, die Sterne funkelten ihnen aufmunternd entgegen und die Straße war einsam und verlassen.*

*Nemo hatte die Arme verschränkt und kämpfte sich gerade durch eine kühle Brise, als ein unerwartetes Kribbeln seinen gesamten Körper durchströmte. Sie rief nach ihm. Die Insel holte ihn zu sich zurück. Der Inder blieb ohne ein Wort stehen. Mir lief noch ein paar Schritte voraus, doch als er bemerkte, dass sein Freund ihm nicht mehr folgte, drehte er sich mit fragendem Blick nach ihm um.*

*Nemo seufzte innerlich, als er Mirs Gesichtsausdruck sah. Alles in ihm wehrte sich dagegen, doch er musste, er konnte nicht anders. Atlantis brauchte ihn wieder, das war seine Pflicht. Dem Inder wurde schlagartig bewusst, warum er vor vielen Jahren beschlossen hatte, sich nicht mit Menschen anzufreunden und bereute nun, dass er diesen Schwur gebrochen hatte.*

*„Ich muss gehen mein Freund“, rief er Mir entgegen.*

*Der Junge kam auf ihn zu. Obwohl er nicht ein Jahr älter geworden war, erkannte Nemo dennoch, dass sein Freund innerlich an Reife und Erfahrung gewonnen hatte. Dieser gutaussehende Junge mit den hellen Augen, er würde als ein ehrlicher Mensch aufwachsen und es in seinem Leben zu etwas bringen, dessen war sich der Inder sicher.*

*„Wieso? Wo willst du hin, jetzt, wo wir so kurz vor dem Ziel stehen. Delhi ist nur noch etwa fünf*



*Stunden entfernt“, sagte Mir.*

*Nemo seufzte hörbar. Wie sollte er dem Jungen erklären, dass er nicht ins Landesinnere, sondern ans Meer musste. Dort lag die Nautilus, anders würde er nicht zurück nach Atlantis kommen.*

*„Es tut mir leid, das kann ich dir leider nicht verraten“, antwortete Nemo, mit hörbar rauher und trauriger Stimme. Er wollte nicht gehen. Es gefiel ihm so sehr an Mirs Seite. Er konnte doch den Jungen nicht einfach alleine lassen. Was, wenn ihm etwas passieren würde? Das könnte er sich niemals verzeihen. Doch er wusste, dass es keinen anderen Ausweg gab.*

*„Wieso kannst du es mir nicht sagen? Du solltest ehrlich mit mir sein Nemo.“*

*„Ich bin ehrlich, aber jeder Mensch hat Geheimnisse, die er niemandem je erzählen wird. Solch ein Geheimnis trennt nun unsere Wege. Das musst du akzeptieren“, Nemo legte Mir eine Hand auf die Schulter, dann zog er ihn in seine Arme.*

*„Ich werde dich vermissen!“, sagte Mir.*

*„Ich werde dich auch vermissen. Und nun geh und werde glücklich. Finde die Zukunft, die du dir erträumt hast, in Delhi. Hier, dein Tuch. Pass gut darauf auf, es wird dich immer an mich erinnern“ Nemo drückte seinem Freund das weiße Tuch in die Hand, wandte sich von ihm ab und machte ein paar Schritte in die entgegengesetzte Richtung.*

*Mir hielt ihn auf.*

*„Warte! Werden wir uns wiedersehen?“, fragte der Junge hoffnungsvoll.*

*Nemo drehte sich zu ihm und lächelte. Sein dunkler Bart wehte im Wind, sein Haar umschmeichelte sein Gesicht und verbarg die Tränen, die sich ihren Weg über seine Wangen bahnten.*

*„Ich werde nie weit weg, nur in einer anderen Welt sein, mein Junge. Eines Tages werde ich dich wiedersehen, doch wirst du nur einen Fremden in mir erkennen.“*

\*\*\*

Er schreckte aus seinen Erinnerungen hoch. Der Abend, an dem sie sich nach ihrer langen Reise hatten verabschieden müssen, war umgeben von Nebelschwaden und Unklarheiten. Nemo konzentrierte sich, doch konnte er nicht sagen, was Mirs letzte Worte gewesen waren, bevor er selbst in der Dunkelheit verschwunden war. Zu sehr hatte er diesen traurigen Moment verdängt. Der Inder griff unter die Bank, auf der er saß, und zog ein kleines, grünes Kästchen hervor. Als er es öffnete, kamen zwei Blatt Pergament zum Vorschein. Vorsichtig nahm er das Erste heraus und entfaltete es. In großen, schwarzen, geschwungenen Buchstaben enthielt es ein Gedicht, das Nemo selbst geschrieben hatte...

Das Herz sehnt sich  
Nach diesen Tagen, die niemals vergehen,  
Das Herz wünscht mir,  
Niemals zu verweilen ohne meine Freunde.

Mögen die Tage voller herrlicher Gespräche sein,  
ausgelassene Abende, von Gesang erfüllte Nächte.  
Mögen wir ertrinken in den Freuden des Lebens für immer, für immer,  
Mögen wir weiterhin diese Form des Glücks auf dem Weg des Lebens finden.

Das Herz sehnt sich

Nach diesen Tagen, die niemals vergehen,  
Das Herz wünscht mir,  
Niemand zu verweilen ohne meine Freunde.

Unsere Zukunft funkelt und strahlt,  
Mögen wir weiterhin dieses Glück, dieses Licht gewähren,  
Wann immer wir halten, wohin auch immer wir gehen,  
Mögen wir erhalten, was wir ersehnen.

Das Herz sehnt sich  
Wie seltsam ist diese Reise,  
Denke nur, jeder von uns ist unwissend,  
Wohin wir gehen müssen, was die Zukunft für uns bereit hält.

Das Herz sehnt sich  
Nach diesen Tagen, die niemals vergehen,  
Das Herz wünscht mir,  
Niemand zu verweilen ohne meine Freunde.

Nemo legte das Pergament zusammengefaltet wieder in das Kästchen zurück. Das Herz sehnte sich, es hatte sich damals so sehr gesehnt, dass das Wiedersehen zwischen ihm und Mir früher eintrat, als Nemo erwartet hatte. Er konnte sich noch genau an ihr Gespräch erinnern.

\*\*\*

*„Kennen wir uns? Nettes Kissen, ich mag die Farbe Safran“, sagte Mir Taj Mohammed, nachdem Nemo sich vorgestellt hatte.*

*„Du wirst dich nicht mehr an mich erinnern. Vermutlich, weil du noch ein kleines Kind warst, als du mir das erste mal in Puruschapura über den Weg gelaufen bist!“, antwortete Nemo. Mir runzelte die Stirn und kratzte sich das Kinn. Aus dem gut aussehenden Jungen war ein stattlicher junger Mann geworden, doch Nemo konnte in den grauen Augen immer noch den Mir erkennen, den er auf seiner Reise nach Delhi begleitet hatte.*

*„Sie waren lang nicht mehr dort, kann das sein?“, fragte Mir.*

*„In Puruschapura? War schon seit Jahren nicht mehr dort. Wieso fragst du?“*

*Mir schmunzelte.*

*„Nun ja, weil der Name der Stadt seit der Teilung Indiens nicht mehr Puruschapura ist. Sie heißt jetzt Peschawar, das bedeutet ;Stadt an der Grenze!“*

*Nemo blickte seinen Freund überrascht an.*

*„Wirklich?“, fragte er zur Sicherheit noch mal nach.*

*„Wirklich. Es ist viel passiert in den letzten Jahren“, antwortete Mir.*

*Die beiden Männer setzten sich auf ein großes, einladendes Sofa.*

*„Bist du Rechtsanwalt geworden, so wie du es dir erträumt hast?“, erkundigte Nemo sich neugierig.*

*Sein Freund schüttelte den Kopf.*

*„Ich habe es zwar studiert, aber nach meinen Erfahrungen mit den Khudai Khidmatgar, ist mir aufgegangen, dass ich als Freiheitskämpfer nie den Gerichtssaal in einer Robe betreten würde.*

*Es ist wirklich viel passiert. Die Teilung Indiens hat alle schwer getroffen. Der Kongress hat uns bitter enttäuscht. Wir hätten niemals damit gerechnet, dass sie uns in den Rücken fallen würden, wo wir sie doch jahrelang unterstützt hatten. Ein einfacher Boykott brachte die Volksabstimmung zum Kippen und nun gibt es das Land Pakistan. Mich stört das nicht, aber es bringt heute noch Unruhen, Proteste und Hunderte Opfer. Ich entschied mich in Delhi zu bleiben. Mir blieb ja auch nichts anderes übrig. Die Einreise nach Pakistan wurde mir untersagt. Sie bezichtigen mich des Verrats, weil ich bei den Khudai Khidmatgar gewesen war und in meiner Jugend mehrfach im Gefängnis gesessen habe, weil ich für die Freiheit kämpfte. Es ist nicht leicht hier zu bleiben und so zu tun, als sei man ein Anwalt, obwohl meine Ideale, Ziele und Vorstellungen in eine andere Richtung gehen. Ich bin mit den Entscheidungen und politischen Ansichten der Kongress-Partei Indiens nicht im Einklang, aber ich habe dort einige Freunde gefunden.“*

*Sie verfielen in Schweigen, als Mir kurz innehielt um nach Worten zu suchen.*

*„Bist du trotz alledem glücklich?“, ergriff Nemo nach ein paar Minuten wieder das Wort.*

*Mir lächelte und fuhr sich durch sein dunkles Haar.*

*„Oh ja, das bin ich. Ich bin in das Transportgeschäft eingestiegen. Macht mir wirklich Spaß. Allerdings habe ich das Gefühl, dass mich einige meiner Mitarbeiter ein wenig über den Tisch ziehen, aber was soll ich tun? Ich bin ein gutherziger Mensch. Wer weiß was aus ihnen wird, wenn ich sie entlasse. Ich könnte es nicht ertragen, wenn sie meinetwegen auf der Straße landen würden.“*

*Nemo legte seinem Freund eine Hand auf die Schulter.*

*Wieder verfielen sie in ein langes Schweigen, bis Mir plötzlich aufsprang.*

*„Ich muss gehen. Ein Freund erwartet mich zu unserem üblichen Spaziergang um das India Gate. Ein kleiner Hinweis, der Verkehr dort ist ziemlich schlimm, Sie sollten also zu Fuß gehen, wohin auch immer Sie müssen. Ich sag ihnen etwas: irgendwann wird es dort noch einen schweren Unfall geben.“*

*Mit diesen Worten verließ Mir Nemo und ging seines Weges, ohne zu ahnen, dass er in wenigen Minuten die Frau seines Lebens kennen lernen würde – bei einem schweren Verkehrsunfall. Nemo machte sich ebenfalls auf den Weg, um den Auftrag auszuführen, für den er gekommen war. Eine weitere Persönlichkeit hatte sich einen Platz auf seiner Insel verdient. Diesmal würde er die Person auch tatsächlich auf die Insel holen. Beim letzten Mal hatte er eine seiner eigenen Regeln gebrochen, als er den Platz von Ghaffar Khan gegen einen Platz für Mir Taj Mohammad eingetauscht hatte.*

\*\*\*

Das Gedicht, das Nemo auf das zweite Blatt Pergament geschrieben hatte, erstrahlte in blauer Tinte. Es war nur wenige Tage nach dem Gespräch mit Mir entstanden...

Lass die Menschen reden, lass sie immer wieder sagen, wie verrückt wir sind.

Die Welt ist unsere, so was kümmert es uns?

Solange dort ein Atem ist, gibt es eine Stimme, also warum zögern?

Wir singen die Melodie unseres Herzens.

Die Welt mag eine Auseinandersetzung mit uns haben, lass sie hadern.

Die Welt mag mit uns Kämpfen, lass sie kämpfen.

Die Welt mag sich gegen uns wehren, lass sie sich wehren.

Singe nur weiter unser Lied.

Die Welt wird schmollen, lass sie schmollen.  
Banden werden brechen, lass sie brechen.  
Einige werden dich verlassen, lass sie gehen.  
Sorge dich nicht.

Wir sind der neue Weg der Welt, warum sollten wir den Alten beibehalten?  
Die Erleuchtung ist in unseren Augen.  
Ein Sturm in unserem Atem.  
Was ist Angst und was Niederlage?  
Wir sind Fremde für sie.  
Der Himmel und die Erde sind für uns allein.  
Wir werden ebenso die Sterne abbrechen, wir sind uns dessen ganz sicher.  
Unser eigentlicher Platz liegt jenseits des Himmels.  
Wir sind der neue Weg der Welt, warum sollten wir den Alten beibehalten?

Ja, wir wurden im Land der Träume erzogen.  
Unsere Herzen sind schüchtern.  
Aber sie können ebenso wild und verrückt sein.  
Wohin wir auch gehen, wir bezaubern die Menschen.  
Lehren schöne Frauen über die Liebe.  
Wir wissen, wie wir ihre Herzen und Schlaf stehlen.  
Wir sind der neue Weg der Welt, warum sollten wir den Alten beibehalten?  
Lass die Menschen reden, lass sie immer wieder sagen, wie verrückt wir sind.  
Jemand nennt uns Verrückte.

Die Welt ist unsere, so was kümmert es uns?  
Solange dort ein Atem ist, gibt es eine Stimme, also warum zögern?  
Wir singen die Melodie unseres Herzens.  
Die Welt mag eine Auseinandersetzung mit uns haben, lass sie hadern.  
Die Welt mag mit uns kämpfen, lass sie kämpfen.  
Die Welt mag sich gegen uns wehren, lass sie sich wehren.  
Singe nur weiter ihren Wahnsinn.  
Die Welt wird schmollen, lass sie schmollen.  
Banden werden brechen, lass sie brechen.

Einige werden freiwillig loslassen, lass sie gehen.  
Sorge dich nicht.  
Wir sind der neue Weg der Welt, warum sollten wir den Alten beibehalten?

Eine Träne tropfte von Nemos Wange auf das Blatt und verwischte die letzten Worte. Es zeriß ihm innerlich das Herz, dass er nie die Chance gehabt hatte, seinem Freund die Gedichte vorzulesen. Nach dessen Tod in der anderen Welt hatte er gedacht, sie würden gemeinsam alle Zeit der Welt haben.

\*\*\*

*Die Wellen des Meeres rauschten, das feuchte Nass umspielte seine Füße. Ein salziger Geruch lag in der Luft, brannte sich in seine Nase und ließ ihn nicht mehr los. Sein Blick war gegen den Himmel gerichtet, der sich ihm in einem leuchtenden Orange präsentierte. Ein schöner Sonnenuntergang für einen traurigen und alles verändernden Tag.*

*„Sie dir den Himmel an mein Freund. Er schenkt dir die Farbe Safran“, sagte Nemo mit tiefer Stimme.*

*„Wo sind wir?“, fragte Mir verwirrt. Der Mann saß im Schneidersitz im Sand. Nemo drehte sich zu ihm um und lächelte sanft.*

*„Du bist am Strand“, antwortete er.*

*„Wie kann das sein? Der Strand ist von Delhi meilenweit entfernt.“*

*„Mir, ich sage es nicht gern, aber du bist tot.“ Nemo ließ sich neben seinem Freund nieder und richtete seinen Blick auf das Meer. Es fiel ihm sichtlich schwer seine Gefühle zu unterdrücken, doch er musste stark sein, um es Mir einfacher machen zu können.*

*„Wie kann ich tot sein, wenn ich doch noch atmen und mit dir reden kann?“, fragte Mir ungläubig.*

*„Ich weiß es ist nicht leicht zu verstehen, aber du musst es mir glauben. Du bist tot“, sagte Nemo.*

*Sein Freund verbarg das Gesicht in den Händen und der Inder legte ihm beruhigend eine Hand auf den Rücken.*

*„Wie konnte das passieren? Wie soll meine kleine Familie ohne mich überleben? Fatima, meine Tochter ... und mein kleiner Sohn?“*

*„Du hast einen kleinen Sohn?“, erkundigte Nemo sich neugierig.*

*„Ja, habe ich. Er ist erst fünfzehn“, antwortete Mir und unterdrückte ein Schluchzen.*

*„Wie heißt er?“*

*„Shah Rukh.“*

*„Shah Rukh Mohammed. Ein guter Name.“*

*„Nein, das ist falsch. Sein Name ist Shah Rukh Khan. Ich entschied mich damals dafür, ihm den Namen meines Stammes zu geben. Klingt besser. Erinnert mich ein wenig an Ghaffar Khan“, berichtete Mir.*

*Nemo nickte anerkennend.*

*„Guter Name, sehr guter Name. Er wird dich eines Tages stolz machen“, erwiderte er.*

*„Fatima denkt, er wird Schauspieler werden“, gluckste sein Freund.*

*„Nun ja“, antwortete Nemo, „vielleicht wird er das sogar. Vielleicht wird er der berühmteste Schauspieler Indiens.“*

*„Nemo?“, fragte Mir zögerlich.*

*„Ja, was kann ich für dich tun?“*

*„Wenn ich tot bin ... wieso sitze ich dann hier mit dir an diesem Strand? Und wieso kann ich mich daran erinnern, wie wir gemeinsam nach Delhi gereist sind? Vor ein paar Minuten, wusste ich noch nicht einmal, wer du bist.“*

*Nemo seufzte. Er überlegte sich seine nächsten Worte gut.*

*„Du bist hier, weil ich dir ein Angebot machen möchte“, antwortete er und erzählte Mir Taj Mohammed die ganze Geschichte von Atlantis, von der Magie der Insel, die seinen Freund hatte vergessen lassen, davon, dass Mir für immer auf dieser Insel leben und eines schönen Tages auch seine Frau holen durfte.*

*„Du lebst also auf Atlantis“, stellte Mir fest, nachdem Nemo seinen Vortrag beendet hatte.*

*„Ja, das tue ich.“*



*„Wie bist du denn überhaupt dort hin gekommen?“*

*Nemo lächelte und blinzelte in die untergehende Sonne.*

*„Das war Zufall. Vor vielen Jahren wollte ich als junger Mann allein draußen auf dem Meer mit dem Segelboot meines Vaters angeln gehen. Ich hatte den ganzen Tag auf dem Wasser verbracht, aber nicht einen einzigen Fisch gefangen. Das Warten hatte mich ermüdet und ohne es zu ahnen schlief ich einfach irgendwann ein, mitten im Boot, mitten auf dem Mir. Als ich wieder erwachte, hatte es mich an den Strand einer Insel gespült. Aber das war nicht irgendeine Insel gewesen. Es war Atlantis. Seitdem finde ich immer den Weg zu ihr zurück oder von ihr in meine alte Heimat.“*

*„Eine schöne Geschichte.“, stellte Mir fest, als Nemo geendet hatte, „Übrigens, nettes Kissen. Safran, die Farbe gefällt mir“, fügte er hinzu.*

*Nemo musste grinsen.*

*„Ich wusste es würde dir gefallen. Es hat dir bei jedem unserer Treffen gefallen“, stellte er amüsiert fest.*

*„Hast du sie mittlerweile geheiratet?“, witzelte Mir.*

*„Aber natürlich mein Freund, wir haben auch schon kleine Kissenkinder bekommen.“*

*Die Blicke der Freunde trafen sich und sie verfielen in ein langes Gelächter.*

*„Ich habe mich entschieden Nemo“, sagte Mir, nachdem sie sich wieder einigermaßen beruhigt hatten, „Es wird dein Kissen zwar sehr eifersüchtig machen, aber ich denke ich kann das Risiko eingehen.“*

*Nemos Herz machte innerlich einen kleinen, symbolischen Hüpf, als sein einziger und wahrer Freund ihm mitteilte, dass er ihn auf die Insel begleiten würde.*

\*\*\*

Er hatte Mir absichtlich belogen. Er war damals noch nicht bereit gewesen, jemandem die Wahrheit über sein Leben zu erzählen, selbst Mir nicht. Zu groß war die Angst, der Freund könnte sich abwenden, hätte er erfahren, welche grausamen Taten er vor seiner Ankunft auf Atlantis vollbringen musste. War es Zufall, dass Mir fast den gleichen Namen trug, wie sein einstiger Waffenbruder?

Nemo seufzte schwer.

Die glücklichen Jahre, die Nemo nach dem Tode seines Freundes mit eben diesem verbracht hatte, waren in seiner Erinnerung kaum noch vorhanden. Es war Ironie des Schicksals, dass Nemo sich nicht mehr an die schönsten Momente, dafür aber umso mehr an die traurigsten erinnern konnte. Über was hatten sie gelacht? Welche Abenteuer hatten sie erlebt? Alles war nahezu verschwunden. Wie genau konnte er sich noch an einen weinenden Mir erinnern, als seine geliebte Frau Fatima sich gegen ein Leben auf Atlantis entschied. Wie klar und deutlich hatte er einen verzweifelten und wütenden Mir vor seinen Augen, nachdem die Familie von Fyana Lefay sie beide verstoßen hatte. Wie schmerzhaft und deutlich war doch die Erinnerung an die Nacht, in der er seinen Freund zum letzten mal gesehen hatte.

\*\*\*

*Das weiße, lange Kleid der Elfe schien im Wind zu schweben. Ihre goldenen Augen ruhten auf ihm, das blonde lange Haar umschmeichelte ihr Gesicht. Wieder einmal erstrahlte sie in voller Schönheit, die ihm jedes mal beinahe den Atem raubte. Sie war die Schönste und Stolzeste von allen. Oft hatte er sich gefragt, warum sie so anders war, als all die anderen Elfen auf Atlantis.*

*Sie war perfekt und dennoch nicht kaltherzig, zeigte menschliche Gefühle und Emotionen. Ihr war es auch als Einzige vergönnt, Tränen zu weinen.*

*„Es tut mir leid Nemo, aber wir haben keine andere Wahl. Es ist der letzte Ausweg um unseren Sohn zu retten. Du weißt, was sie sonst mit ihm tun werden und das könnte ich nicht ertragen. Ich habe keine Angst vor meinem eigenen Tod, aber ein früher Tod meines Sohnes lässt mich erzittern.“ Fyqnas Stimme war wie ein Klingen in seinen Ohren, die perfekte Harmonie.*

*„Sie hat Recht Nemo. Wenn es einen anderen Weg gäbe, wir würden ihn sofort wählen. Doch leider sehe ich keine andere Lösung als diese. Es soll unser Schicksal sein.“*

*Der Blick des Inders wanderte zu Mir. Sein Freund war blass, man sah ihm die Sorgen der letzten Monate an. Das dunkle Haar ungekämmt, ein unrasierter Bart, die hellen Augen glänzten schon seit langer Zeit nicht mehr.*

*Verzweiflung und Panik machten sich in Nemo breit. Er war nicht bereit dazu, die Zwei gehen zu lassen. Er war nicht darauf vorbereitet, seinen besten Freund für immer zu verlieren. Er konnte nicht zulassen, dass sie sich freiwillig in den Tod stürzten.*

*„Wir haben doch schon so oft darüber geredet“, sagte Mir, als er den inneren Kampf seines Freundes spürte, „wir müssen diesen Weg gehen. Glaubst du, es fällt uns leicht, einfach so unseren Sohn zu verlassen? Glaubst du, ich habe keine Angst vor diesem Schritt? Wenn ich eins auf dieser Insel und in meinem Leben gelernt habe, dann ist es mir einzugestehen, wenn ich in einer Sackgasse gelandet bin und es nur einen Weg gibt wieder aus ihr heraus zu kommen. Lass uns gehen Nemo, es wird für alle das Beste sein, es wird für unseren Sohn das Beste sein...“*

*„NEIN, ich lasse das nicht zu. Das ist Selbstmord. Es gibt für alles eine Lösung!“, rief Nemo und packte Mir am Arm, zerrte ihn mit sich, weg von der unsichtbaren Grenze der Insel.*

*„Nemo, du musst verstehen ...“, begann Mir, während er versuchte sich von seinem Freund zu befreien.*

*„Ich werde nicht versuchen es zu verstehen. Ihr geht den falschen Weg. Das ist ein Fehler. Bitte ... bitte bleibt hier. Überlegt es euch noch einmal. Ich werde euch helfen, euch beschützen. Ich werde einen Weg finden und das Problem lösen. Aber bitte geht nicht fort. Tut euch das nicht an“, flehte Nemo unter Tränen.*

*Mir schaffte es sich zu befreien.*

*„Nein, die Entscheidung wurde getroffen und ist besiegelt. Du kannst uns nicht umstimmen. Ich erkenne deinen Zwiespalt, mein Freund, und es tut mir leid, dass ich dir das antun muss. Ich habe deine Freundschaft und die Zeit mit dir genossen. Ich werde dich ewig in meinem Herzen behalten und nie werde ich vergessen, was du für mich getan hast, wie du gerade um mich kämpfst.“ Der Wind wehte Mir eine Träne aus den Augenwinkeln.*

*Fyqna trat zu Nemo und nahm sein Gesicht in ihre Hände. Sie strich mit dem Daumen über seine roten, tränenverquollenen Augen. Sie spürte, wie er zitterte und gab ihm einen beruhigenden Kuss auf die Stirn. Nemo spürte, wie kalte Tränen aus ihren goldenen Augen auf seine Haare und in seinen Bart tropften.*

*„Pass gut auf Parian auf. Er braucht dich. Ich werde nicht für ihn da sein können, also nimm du meinen Platz ein und achte auf ihn“, sagte sie.*

*„Aber was soll ich ihm denn sagen? Was soll ich ihm erzählen, was mit euch geschehen ist?“, schluchzte Nemo leise.*

*„Warte bis er alt genug ist und mit der Wahrheit umgehen kann. Es wird schwer genug für ihn werden, wenn wir nicht mehr da sind. Und wenn es soweit ist, dann sage ihm, wie sehr wir ihn lieben und vermissen. Sage ihm, dass wir immer bei ihm sind, in seinem Herzen, dass wir immer auf ihn aufpassen und er nie allein sein wird, denn wir sind da, er wird uns sehen, wenn die*

*Sterne den Mond anfunkteln. Leb wohl Nemo. Vergiss uns nicht. “*

*Mit diesen Worten wandte Fyqna sich ab.*

*„Wie könnte ich euch jemals vergessen“, flüsterte Nemo.*

*Mir trat an ihn heran und drückte ihm einen Umschlag in die Hand.*

*„Das ist ein Brief an meine Söhne. Ich bitte dich um einen letzten Gefallen mein Freund. Hole Shah Rukh nach Atlantis, so wie wir es einst besprochen haben. Hol ihn her, verschweige ihm aber den wahren Grund, bis sich sein Weg mit dem von Parian kreuzt. Wenn sie erkennen, dass sie Brüder sind, gib ihnen diesen Brief. Versprich mir, dass du das für mich tust“, forderte Mir Nemo auf.*

*„Aber ... ich kann ...“, begann dieser, doch Mir unterbrach ihn.*

*„Doch, du kannst. Bitte, versprich es mir.“*

*Nemo seufzte.*

*„Ich ... verspreche es dir“, brachte der Inder mühsam unter Schluchzen hervor.*

*„Ich danke dir mein Freund.“*

*„Was soll ich ohne dich machen Mir? Wie soll ich ohne dich leben? Ich werde dich so schrecklich vermissen...“, weinte Nemo.*

*Mir zog den Freund in seine Arme. Auch er konnte seine Tränen nun nicht mehr unterdrücken.*

*„Ich werde dich auch vermissen Nemo. Leb wohl.“*

*Mir löste sich von Nemo und trat zu Fyqna. Er nahm die Elfe in seine Arme und küsste ihre Wange.*

*Er blickte Nemo ein letztes Mal in die Augen und sagte: „Pass gut auf dein nettes Kissen auf. Ich mag die Farbe Safran.“*

*Nemo streckte die Hand nach ihm aus.*

*“NEEEIHNNNN!“, schrie er, als Mir und Fyqna die Grenze zwischen den Welten übertraten. Ein sanfter, bläulicher Schleier legte sich über die beiden. Nemo musste mit ansehen, wie die Elfe in einem hellen, weißen Licht erstrahlte und allmählich verblasste, bis sie verschwunden war. Sein Freund Mir alterte in Sekundenschnelle, bis er schließlich zu Staub zerfiel.*

*Nemo sank auf die Knie, die Augen noch fassungslos auf die Stelle gerichtet, an der sein bester Freund gerade endgültig aus seinem Leben verschwunden war.*

\*\*\*

Sein Gesicht war schmerzverzerrt, als die Erinnerungen die Überhand gewannen. Er schluchzte und weinte bitterlich um den verlorenen Freund. Die Trauer war so groß wie in dem Moment, als er Mir hatte zu Staub zerfallen sehen. Nemo erhob sich von der Bank und schleppte sich zurück in den Kristallpalast. Er versuchte einen klaren Kopf zu bekommen, doch es gelang ihm nicht, es herrschte Gefühlschaos. Die Leere tief in seinem Herzen erdrückte ihn, kämpfte gegen ihn. Er wollte sie verdrängen, er wollte alles vergessen, doch war ihm das nicht vergönnt. Nie hätte er sie gehen lassen sollen. Es war ein Fehler gewesen, auf sie zu hören. Nur ein Befehl hätte gereicht und sie hätten sich ihm gefügt, wären jetzt noch am Leben und an seiner Seite. Wie dumm er doch gewesen war, wie naiv. Ihr Tod hatte nicht das geringste geändert. Parians Jugend war nicht von Glück und Harmonie gezeichnet gewesen. Sie hatten ihn behandelt als wäre er ein Parasit. Der Junge hätte seine Eltern gebraucht. Mir hatte gesagt, selbst Nemo wäre nicht in der Lage gewesen, sie gegen den ganzen Clan zu beschützen, dass es einen weiteren Krieg gegeben hätte. Nemo hatte ihm geglaubt, hatte sich überreden lassen. Er hätte stärker sein müssen! Nemo stolperte blind vor Tränen mit geschwollenen Augen in ein großes, fast leeres Zimmer.

Der Inder rannte auf eine kleine, kristallene Vitrine zu, öffnete sie und holte etwas daraus hervor. Zögerlich hielt er den Gegenstand ins Licht. Ein nettes Kissen hatte Mir einst gesagt, in der Farbe Safran.